



Inhalt:

Editorial & Impressum	6
Nicht ohne meine Geige!	7
Im Vorhof des Paradieses	10
Ein zweifelhaftes Buch	15
Würzburger Künstler in der Normandie	18
Der Tod schlägt den Takt des Lebens	20
Wie Feuer und Wasser	22
Schleudersitz im Karussell	24
Vom Kritisieren zum »Killen«	26
Man muß sich selbst zurücknehmen können	27
Jedes Bild hat eine Melodie	29
Short Cuts & Kulturnotizen	30

»Wachsen – Sprießen – Wuchern« Malerei von Rosi Schauer

Vernissage am Freitag, 24. März, 19.30 Uhr
Einführung mit Jeannette Burt (Rezitation)
und Christine Eberherr (Harfe)

Ausstellung vom 24. März bis 29. April 2006
Do., Fr., Sa. 16.00–19.30 Uhr u.n.V.



Rosi Schauer: »Libelle« • www.rosi-schauer.de

Atelier & Galerie Andi Schmitt

Maingasse 16A • 97236 Randersacker

Tel. 0931-611734 • Fax 0931-6192700 • mobil 0179-6891805

www.andischmitt.de • email@andischmitt.de

Kathrin Feser, Veitshöchheim 1er prix – Utopian Art Prize

Félicitation!

Section Caen:

Anni Bonnet (Galerie ART 4)

Joël Leloutre (Galerie Plein Cadre)

Gilgogué (Galerie WAM)



PAULA UND WALTER BAUSENWEIN

BATIK+TEE



Ausstellung
12. März
bis
2. April
2006



Eröffnung am Samstag, 11. März, 19 Uhr

Öffnungszeiten:

Dienstag–Sonntag 11–18 Uhr, Freitag 11–20 Uhr

Samstag/Sonntag, 25./26. März und 1./2. April
sind die Künstler anwesend

www.bausenwein.de



Spitäle an der Alten Mainbrücke · Zeller Str. 1 · 97082 Würzburg
Tel.: 09 31 - 4 41 19 · mail@vku-kunst.de · www.vku-kunst.de

Geschmacksverstärker



Angelika Summa

Galerie Brötzing Art

Pforzheim 17.03. bis 09.04.2006

www.galerie-broetzing-art.de

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Kulturschaffende und -interessierte,

es muß jetzt doch einmal gesagt werden: Wir verstehen wirklich nicht alles besser als andere, geschweige denn: überhaupt. Beispielsweise verstehen wir jetzt gerade mal überhaupt nicht, warum, sobald etwas (von jemandem) von uns kritisiert wird, was, weil wir eigentlich alles gut finden, kaum vorkommt, der Kritisierte, seine Anverwandten oder Freunde immer klar erkennen, wir haben niedere, persönliche Gründe, jedenfalls keine sachlichen.

Es tut weh, so durchschaut zu werden, wo wir weder Kosten noch Mühe scheuen, in tagelanger Arbeit und mit oft schon zu vielen Worten, genau dies zu verhindern. Unsere Lust, einen irgendwie Kulturschaffenden, den wir oft persönlich nicht einmal kennen, ein flaes Gefühl zu beschern, einfach zu bekennen, dazu fehlt uns schlicht die Courage. Statt das Telefonbuch aufzuschlagen, zu wählen und dem Ahnungslosen zu sagen, daß wir ihn nicht kennen, nicht mögen und auch nicht mögen lernen wollen, dechiffrieren wir sein Buch, durchbängen seine Bühnenkunst, sensibilisieren wir unsere völlig abgestumpften Sinne für den Anblick feinsinnigster Malerei und verausgaben uns schließlich unter zu Hilfenahme aller erdenklichen Fremdworte in einem Meta-Text. Vergeblich!

Und das Kuriose: Wir lernen nicht einmal daraus. Dabei gibt es grob nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir fühlen uns – wie gesagt – so nichtig, daß wir unsere kleine schmutzige Mißgunst unbedingt sachlich verbrämen müssen, oder die Kritisierten nehmen sich so wichtig, glauben sich so genial, daß ihnen die Möglichkeit, daß sachlich an ihrer Arbeit etwas schief sein könnte, völlig undenkbar erscheint und deshalb eben nur persönliche Gründe für eine Kritik vorliegen können.

Wären wir so ängstlich und die anderen so genial, gäbe es die **nummer** schon lange nicht mehr, hätte es sie vermutlich nie gegeben.

Viel Spaß bei der Lektüre unserer neuen Ausgabe wünscht

die Redaktion.

PS: Unsere Abonnenten erhalten zusätzlich das sonderheftzwei, »Eckdaten« von Angelika Summa. Interessenten können das Heft für € 4.– zuzügl. € 1.50 Versandkosten bei der Redaktion bestellen.

nummervierzehn

herausgegeben vom **Kurve e. V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung: Druckerei Beck, Würzburg

Kontakt

nummer c/o kleinhenzgrafischesbuero
Frankfurter Straße 5 · 97082 Würzburg
Tel.: 09 31 – 2 87 96 20 · Fax: – 2 87 96 21
mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00
Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion

Jochen Kleinhenz (jk), Angelika Summa
(sum) – V. i. S. d. P., Wolf-Dietrich Weissbach
(wdw)

AutorInnen, red. Mitarbeit Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich:

Gabriele Antrecht, Berthold Kremmler (bk),
Manfred Kunz (maz), Ulrich Pfannschmidt
(up), Achim Schollenberger (as) und als Gast
Paul Pagel.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe HKS 55,

gesponsert von Christian Zübert, Berlin

Layout & Satz, Internet

kleinhenzgrafischesbuero

Anzeigenpreisliste 1.2006

anzeigen@nummer-zk.de

Künstlerportfolio:

€ 150 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 100 Viertelsteite 77,5 x 100

€ 180 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 180 Halbe quer 160 x 100

€ 300 Ganze Seite 160 x 205

€ 300 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

€ 48	Mitgliedschaft im Förderverein kurve e.V.	12 x 1 Heft
€ 36	Jahresabonnement	12 x 1 Heft
€ 36	Geschenkabonnement	12 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	12 x 2 Hefte
€ 100	Superabonnement	12 x 4 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Unverlangt eingesandte Manuskripte sind ausdrücklich will-
kommen, können aber nicht zurückgesandt werden.

Nicht ohne meine Geige!

von Gabriele Antrecht

Die Welt der Musik ist einfach wunderbar. Wenn die Geigerin Ella Boulatova von dieser anderen Welt erzählt, dann klingt das wie die Beschreibung des Garten Eden. Mit eiserner Disziplin eroberte sich die in Moskau geborene Geigerin den Zugang zum Paradies.

Schon als Kind wurde sie dazu bestimmt, Geigerin zu werden. Seither vergeht wohl kein Tag, an dem sie nicht Geige spielt. Ihre ganze Kindheit und Jugend war diesem einen Ziel untergeordnet: Die Jugendliche übte zwölf Stunden am Tag und fand es einfach herrlich. Das ist also nicht die traurige Geschichte einer verlorenen Kindheit, sondern die Geschichte einer Frau, die von Musik niemals genug kriegen kann, die den Unterricht an den Moskauer Eliteschulen in vollen Zügen genoß, und die man eigentlich nur verstehen kann, wenn man sich auf eine Spurensuche begibt.

Die Spur führt in das Shtetl einer weißrussischen Provinzstadt. Dort wuchsen die Eltern der Geigenvirtuosin auf. Der Onkel ihrer Mutter war Profi-Klezmer-Musiker, und auch ihre Großmutter spielte leidenschaftlich gern Geige, »für sich, für die Seele«. Auch die Geigenvirtuosin, die von sich selbst sagt, daß sie hauptsächlich eine klassische Geigerin sei, versteht es immer wieder, das Publikum mit frei improvisiertem Klezmer in ihren Bann zu ziehen. Die Geige, sagt Boulatova, sei das Lieblingsinstrument des jüdischen Volkes. So hatte ihr Vater immer den Traum, daß sie einmal Geigerin werden würde. Und auch Ella Boulatova liebt das Streichinstrument über alle Maßen.

Nicht ohne meine Geige! Niemals würde sie ohne ihr Instrument in den Urlaub fahren. Jeden Tag übt sie. Ihre Geige ist ihr ständiger Begleiter, ihr Schutzengel und noch mehr: Sie ist die Eintrittskarte zur wunderbaren Welt der Musik. Selbst auf ihrer Reise in eine ungewisse Zukunft spielte sie Geige: »Wenn ich Geige spiele«, sagt sie, »weiß ich, daß der liebe Gott mir hilft.« Ja, ihr Schöpfer meinte es sehr gut mit ihr. Er schenkte

ihr einen Garten, damit sie ihn bebaue und hüte. Die gläubige Jüdin nahm das Geschenk dankbar an: »Wenn Gott einem eine Begabung schenkt, dann sollte man sie wahrnehmen.«

Ella Boulatova wurde in Moskau geboren. Ihre Mutter war Lehrerin, der Vater Ingenieur. Als sie sechs Jahre alt wurde, schickte sie der Vater auf die Moskauer Musikschule für Kinder. Parallel dazu besuchte sie das mathematische Gymnasium Moskau. Auf Grund ihres absoluten Gehörs wurde das Mädchen dazu bestimmt, Musikerin zu werden. So begann sie bereits als 14jährige ihre berufliche Karriere in einer Moskauer Spezialmusikschule, in der besonders begabte Kinder gefördert werden. Sie genoß die Atmosphäre der Eliteschule. »Das war eine Welt voller Musik, zwölf Stunden am Tag nur Musik – das war genial.«

Mit 18 Jahren betrat Boulatova zum ersten Mal das berühmte Tschaikowsky-Konservatorium. An diesen Tag, vor allem an ihre weichen Knie, erinnert sich die Geigerin noch heute. Die weißen Flügel, die Porträts an der Wand und die Professoren aus einer anderen Zeit raubten ihr den Atem. Fünf Jahre studierte Boulatova bei dem damals schon beinahe 80 Jahre alten Professor Dimitri Zyganow und besuchte danach noch weitere drei Jahre Meisterklassen. Ihr alter Lehrer, der noch mit Sergej Prokofiev befreundet war und dem Dimitri Schostakowitsch mehrere Streichquartette gewidmet hatte, war wie das Tor zu einer anderen Welt.

Nach ihrer Ausbildung an der Moskauer Musikhochschule spielte Boulatova lange Jahre am Bolschoi-Theater sowie im Moskauer Staatlichen Symphonieorchester. Konzertreisen führten sie und ihren Mann, den Pauker Alexander Boulatov, nach Japan, Australien, Südamerika und durch ganz Europa.

Aus Angst um ihren damals 17jährigen Sohn, den sie nicht in den Tschetschenienkrieg ziehen lassen wollte, trat die Familie 1995 eine Reise ganz anderer Art an: in



Ella Boulatova mit Schülerin Junwen Shan.

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

ein deutsches Heim für Aussiedler. Ihr Schutzengel, ihre Geige, begleitete Boulatova auf dieser Reise. »Musik ist eine eigene Welt, in der man lebt und völlig aufgeht.«

Die Geigerin übte im Zug, im Nürnberger Sammel-lager und im Würzburger Heim für Aussiedler. Würzburg? Nie gehört. Oder doch? Als die Einwanderer Ella und Alexander Boulatov in einem Nürnberger Sammellager diesen Namen zum ersten Mal hörten, gerieten sie ins Grübeln. In irgendeinem Zusammen-hang hatten sie doch schon mal etwas von Würzburg gehört. Nach und nach dämmerte es ihnen: Aber ja, die guten Radieschen, die sie in ihrem 100 Kilometer von Moskau entfernten Garten angebaut hatten, waren nach dieser Stadt benannt. Auf die Erinnerung folgte eine kurze Schrecksekunde: Mit dem Symphonieorchester Moskau hatten sie fast die ganze Welt bereist, kannten auch alle größeren deutschen Städte und sollten nun ausgerechnet im »Reich der Radieschen« landen?

Die vierköpfige Familie fing in Würzburg bei Null an, teilte sich ein Zimmer im Übergangslager und paukte an der Euro-Sprachschule Deutsch. Und die Geigerin übte, suchte nach neuen Stücken und neuen Herausforderungen. Bevor sie auch nur ein Wort Deutsch konnte, spielte sie bereits als Aushilfe am Würz-burger Stadttheater.

Nach fünf Monaten hielt sie es einfach nicht mehr aus. Sie zeichnete eine Geige auf ein Blatt Papier und ging damit zu ihrem Deutschlehrer. Wie heißen die Teile der Geige? Freunde gaben für sie ein Zeitungsinserat auf. Ihre ersten Privatschüler unterrichtete Boulatova mit Händen und Füßen. Eine ihrer Schülerinnen, die mittlerweile im Bundeswettbewerb »Jugend musiziert« spielt, kam damals schon zu ihr.

Die ersten drei Schüler, die sie an der Sing- und Musikschule unterrichtete, waren Kinder, die kein so perfektes Gehör hatten. Um auch diesen Kindern einen Zugang zu der wunderbaren Welt der Musik zu ermöglichen, ließ sich die Schülerin Zyganows etwas einfallen. Sie entwickelte eine Fingertechnik, mit der auch Kinder ohne absolutes Gehör sauber spielen können. »Ich möchte, daß jedes Kind schön spielt. Wichtig ist mir, daß die Kinder möglichst lange bei mir bleiben und mit mir mitgehen.« Aber der Weg zur Welt der Musik ist lang und stellt das Durchhaltevermögen eines Kindes auf eine harte Probe. Am Anfang dieses Weges steht ein Junge mit einem Geigenkasten in der rechten Hand und

einem Fußball unter dem linken Arm. »Es gibt Millionen Möglichkeiten, zum Herzen eines Kindes vorzu-dringen«, sagt die Geigerin, die mit Fußball überhaupt nichts anfangen kann. Doch der Weg zum Herzen dieses Kindes führt nun einmal über den Fußball. Also schluckt die Geigerin die bittere Pille. Die Hoffnung, daß ihr Schüler vielleicht eines Tages das Tor zur anderen Welt erreichen wird, versüßt die Fernsehnachmittage im Zeichen des Fußballs. Was tut man nicht alles aus Liebe!

Manchmal führt der lange Weg bis zum Schloß am Horizont. Musikalisch hochbegabte Kinder fördert Boulatova im Rahmen der Frühförderung an der Musik-hochschule. Für ihre Zöglinge tut sie beinahe alles, denn »wenn Gott einem eine Begabung schenkt, sollte man sie wahrnehmen«.

Ella Boulatova hat stets das eine Ziel vor Augen: Ihre Zöglinge sollen den Olymp erreichen. Aber wie bringt man sie dahin? Die russische Geigerin durchlief eine harte Schule: »Mein ganzes Leben bin ich strikt auf mein Ziel zumarschirt. Die russische Pädagogik fordert eiserne Disziplin. Für mich war das völlig normal, aber meine Schüler sind in einer anderen Kultur aufge-wachsen. Die russische Pädagogik fruchtet hier nicht.«

Boulatova suchte nach einer Lösung: Ihre Schüler sollten die Geige lieben lernen, sollten, so wie sie, nicht ohne Musik leben können. Sie würde ihnen den Spaß an der Musik vermitteln und so der Sehnsucht nach der anderen Welt Nahrung geben.

Die Mission glückte: Liebevoll, mit viel Humor und Kreativität »fesselt« sie ihre Schüler an die Geige. Aus dem Mund der ambitionierten Lehrerin hört man häufig Sätze wie: »Es ist gut, daß sie ohne Musik nicht leben können.« Vor ihren Konzerten läßt sie den Blick auf der Suche nach ihren Schülern durch die Reihen schweifen. Die VIPs sitzen für gewöhnlich ganz vorn. Es scheint fast, als würde die Geigenvirtuosin in erster Linie für sie spielen. »Es ist gut, wenn sie mich spielen sehen«, sagt sie. Die Violinistin versteht sich als Vorbild, Lehrerin, Seelsorgerin und Freundin ihrer Schüler. Ihre Sprößlinge hegt und pflegt sie, es soll ihnen gut gehen, nichts darf ihr Herz drücken. Ein Kind, das Kummer hat, kann schließlich nicht Geige spielen. So dürfen ihre Schützlinge auch noch spät am Abend ihr Herz bei ihr ausschütten. Auf die »sanfte Tour« kriegt sie sie schließlich dahin, wo sie sie haben will – auf den Pfad, der geradewegs zum Schloß führt. ♪





Im Vorhof des Paradieses

von Manfred Kunz

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach



Massenarbeitslosigkeit und die damit verbundene Angst vor sozialem Abstieg haben längst die Mitte der Gesellschaft erreicht. Auch im geistigen Zentrum des Würzburger Bürgertums, im Mainfrankentheater, bringen der Info-Tisch der Erwerbslosen-Initiative der Gewerkschaft ver.di und die Pausen-Performance der Gruppe SELAWÜ einen Hauch von Klassenkampf in die gespannt neugierige Premierenatmosphäre.

Anlaß solcher Irritation im Tempel bürgerlicher Selbstverständigung ist die Inszenierung des Dramas »Glaube Liebe Hoffnung« von Ödön von Horváth. Angeregt durch den Münchner Gerichtsreporter Lukas Kristl hat Horváth in der Endphase der Weimarer Republik das Schicksal einer »Abgebauten«, heute: einer »Freigestellten«, zu einem »kleinen Totentanz in fünf Bildern« verdichtet. In den collagenhafte montierten 60 kurzen und kürzesten Szenen erzählt er vom sozialen Abstieg eines einfachen Menschen, der sich im ökonomischen Überlebenskampf in den Schlingen einer inhumanen Bürokratie verstrickt.

Diesen Text aus den Jahren 1932/33, der wegen der Machtübernahme der Nationalsozialisten erst im November 1936 in Wien uraufgeführt werden konnte, holt das Inszenierungsteam um Gastregisseurin Franziska-Theresa Schütz mit für das Würzburger Theater ungewohnten, irritierenden, teilweise verstörenden Bildern in die Gegenwart. Und in einen bis zur Hinterbühne reichenden und seitlich offenen Bühnenraum, dessen kühle Leere im ersten Bild durch verstreut herumstehende, deutlich abgenutzte Polstermöbel kaum heimeliger wird. Bühnen- und Kostümbildnerin Birgit Remuß schafft eine Atmosphäre nüchternkalter Sachlichkeit, die eine Ästhetik aufgreift, wie sie etwa von der Berliner Volksbühne oder vom – eben wegen der Ästhetik dieser Tage bundesweit ins Gerede gekommenen – Schauspiel Frankfurt her bekannt ist. In diesem Raum bewegen sich Menschen ohne Gesicht, deren Individualität im Prolog vom nur knapp einen Meter geöffneten eisernen Vorhang, auf die untere Körperhälfte reduziert wird. Menschen, in einer trashig-schrillen Kostümierung, die Individualität nur vorgaukelt, statt sie zu unterstreichen; Menschen, die von Beginn an zu Nummern degradiert sind – gleichgültig, ob es die zehn Schauspieler aus dem Ensemble oder – stellvertretend für 18 810 weitere Schicksale – sechs Arbeitslose aus der Region Würzburg sind. Nummern



weisen ihnen auch ihre Plätze in diesem ortlosen Wartesaal zum Glück zu, dessen Verheißung der riesige, knallbunte Schriftzug »Paradise« offenbart, der die Bühne nach hinten begrenzt – bildmächtige Symbole für den Zustand einer auf Zahlen fixierten Gesellschaft, die ihr utopisches Potential an den Rand gedrängt und alle Hoffnung auf ein paradiesisches Jenseits verlagert hat.

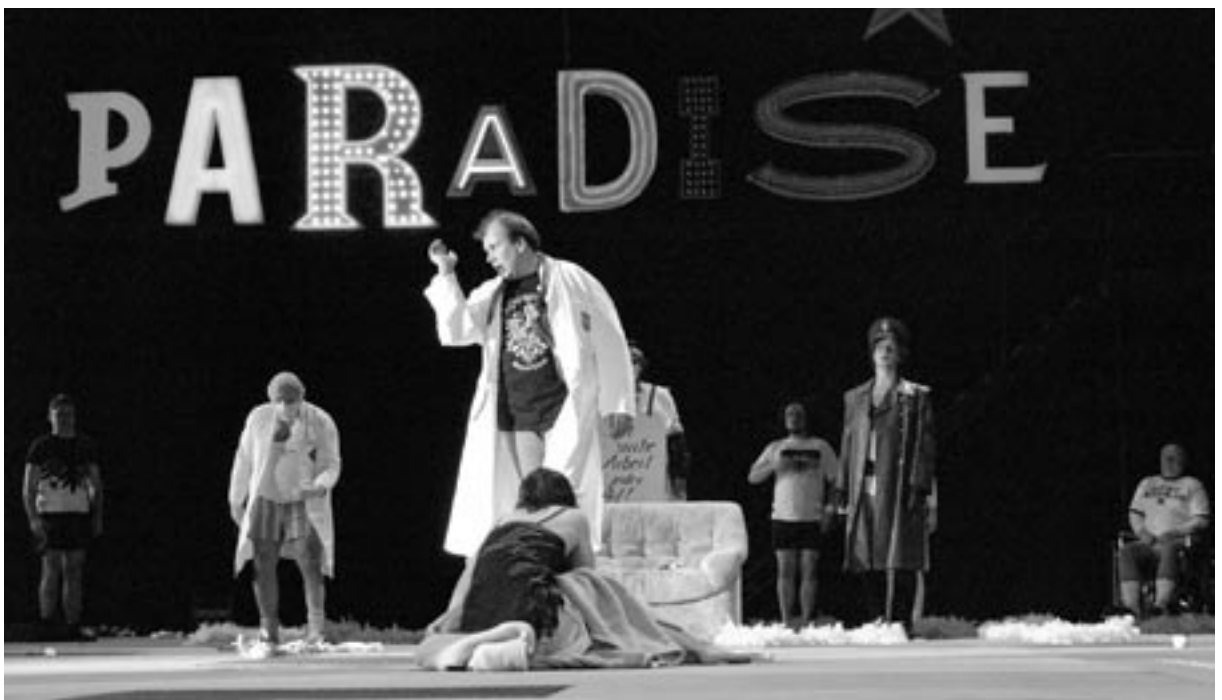
In dieser von Alexandra Holtsch mit metallenen Sounds dezent und effektiv beschallten Kulisse entfaltet Horváths kleiner Totentanz eine faszinierende Sogwirkung. Natalie Forester verleiht dem Schicksal der arbeitslosen, wohnungslosen, von der Wohlfahrt ausgeschlossenen Elisabeth, die sich ohne Gewerbeschein als reisende Korsettvertreterin durchzuschlagen versucht, dabei mit den restriktiven Gesetzen in Konflikt gerät und nach einer Geldstrafe bzw. Gefängnisaufenthalt als vorbestraft gilt, eine distanzierte, wohlkalkulierte Intensität. Sie zeigt eine Frau auf der Abwärtsspirale, die an den wirtschaftlichen Verhältnissen und der Gleichgültigkeit ihrer nächsten Umgebung zerbricht und im versuchten Selbstmord den letzten Ausweg sieht. Niemand, vor allem nicht Männer wie ihr Ex-Verlobter, der Schupo Alfons (Christian Higer) oder der Präparator des Anatomischen Instituts (Klaus Müller-Beck), will dafür die Verantwortung übernehmen. Regungslos und gefühllos, distanziert und abwartend stehen die unbeteiligten Menschen-Nummern im Raum: unwillig zu reagieren und unfähig, Nähe herzustellen.

In diesen großflächigen, nahezu statischen und doch stilsicher choreographierten Personen-Tableaus, in die sich alle Ensemble-Mitglieder in zum Teil mehreren Rollen diszipliniert einfügen, beweist die Inszenierung ihre Qualität. Sie verweigert sich jeglichen Betroffenheitsgesten und aller Sozialromantik, sondern setzt ganz auf die schon in der schrillen Kostümierung angelegte optische Wirksamkeit und groteske, teils lächerlich wirkende, teils drastisch überzeichnete Szenenfolgen.

Daß dabei Horváths fragmentarische Text-Fetzen manches Mal in den Hintergrund treten oder die Sprache gelegentlich schwer verständlich bleibt, sei der Inszenierung nachgesehen. Verdienstvoller und wichtiger an diesem skurrilen Bilderbogen ist die für das Würzburger Mainfrankentheater radikal neue Ästhetik, die das hochkonzentrierte Publikum nach knapp zwei Stunden mit befreiendem Applaus und Bravos für Natalie Forester weit mehr als wohlwollend aufnahm. Ob aus schlechtem Gewissen oder aus Überzeugung ist eine genauso offene Frage, wie jene, ob die Inszenierung am Schicksal der Arbeitslosen etwas ändert bzw. ändern kann. Am Premierenabend jedenfalls fand der Klassenkampf im Mainfrankentheater nicht statt. ¶

Nächste Vorstellungen: 18. und 31. März, 1., 15., 21. und 23. April.

www.theaterwuerzburg.de



Ein zweifelhaftes Buch

Die Journalistin Christiane Kohl berichtet über »Das Zeugenhaus«, eine Randerscheinung der Nürnberger Prozesse.

von Wolf-Dietrich Weissbach

Rechtzeitig zum Jahrestag hat die in Dresden lebende Publizistin Christiane Kohl (Spiegel/SZ) ihr Buch über eine bizarre Randerscheinung der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse vorgelegt. Vor 60 Jahren – ab Herbst 1945 für rund drei Jahre – hatten die amerikanischen Militärs die Zeugen der Anklage wie der Verteidigung gemeinsam in einer kleinen Villa am Stadtrand von Nürnberg untergebracht. Nicht oder noch nicht angeklagte Täter, »niedere Dämonen«, Mitläufer und Nutznießer des NS-Regimes, Sekretärinnen und Ehefrauen von angeklagten Nazi-Größen, mit Widerstandskämpfern und gerade erst befreiten Häftlingen, Überlebenden aus Konzentrationslagern, Opfern. Unter einem Dach!

Christiane Kohl hatte im Sommer 1980 vom »Zeugenhaus« erfahren. Sie hatte ihre Eltern besucht. Am Abend erzählten, wie so oft, die alten Herren, ihr Vater und der Hausfreund Bernhard von Kleist, vom Krieg. Diesmal allerdings holte Bernhard von Kleist aus seinem Zimmer ein Gästebuch, das seine verstorbene Ehefrau Annemarie von Kleist als (zweite) Hausdame im Zeugenhaus damals geführt hatte. Die Eintragungen in diesem Gästebuch und das wenige, das Bernhard von Kleist, der bei den Nürnberger Prozessen als Dolmetscher tätig war, erzählen konnte, war für Christiane Kohl der Anstoß zu einer Recherche, die sich bis ins Frühjahr 2005 erstreckte – neben dem Lesen von Vernehmungsprotokollen meint dies vor allem Gespräche mit jedem (so noch möglich), dessen Name in einem Zusammenhang mit dem Zeugenhaus auftauchte. Anders war über das Zeugenhaus kaum etwas zu erfahren; 1949 wurden Auszüge aus einem Bericht der ersten Hausdame, Gräfin Ingeborg Kálnoky, in einer Münchner Tageszeitung veröffentlicht; 1975 veröffentlichte die Gräfin abermals ein, von einer Ghostwriterin geschriebenes, nach Aussage von Christiane Kohl aber nicht sonderlich brauchbares Buch (The Guesthouse) darüber in den USA; in anderen Texten

aber wird das Zeugenhaus kaum erwähnt. Schließlich konnte Christiane Kohl 1995 mit der ungarischen Gräfin Ingeborg Kálnoky, die inzwischen 87jährig in Cleveland in den USA lebte, sprechen und dabei auch das andere, das erste Gästebuch einsehen.

Christiane Kohls Rekonstruktion, ihr nachempfundenen Stimmungsbild der Geschehnisse im Zeugenhaus, beginnt mit der selbst bereits abenteuerlichen Geschichte der Gräfin, einer in Ranis in Thüringen geborenen von Breitenbuch, die in den 1930er Jahren mit ihrem ungarischen Grafen in einem »herrlichen Schloß« (»ein weißer Traum, umgeben von Kletterrosen«) in Transsylvanien lebte. Kurz vor dem 2. Weltkrieg aus Rumänien vertrieben, zieht die Familie nach Budapest. 1945 flieht die junge Gräfin mit ihren drei Kindern – der Ehemann bleibt in Budapest – vor den Russen zunächst nach Wien und später in die Nähe von Pilsen in der Tschechoslowakei. Hochschwanger wird sie schließlich – vorübergehend auch von ihren Kindern getrennt – von amerikanischen Soldaten in einem Panzer nach Nürnberg gebracht. Wenige Tage nach der Geburt ihres vierten Kindes bekommt die 36jährige gutaussehende Gräfin, nach stundenlangen Vernehmungen durch zwei amerikanische Offiziere, nicht zuletzt wegen ihrer Sprachkenntnisse (Deutsch, Englisch, Französisch, Ungarisch) die Stelle als Hausdame in einer Villa in Erlenstegen angeboten, in der zunächst die Ehefrauen der Hauptangeklagten der Nürnberger Prozesse untergebracht werden sollen. Als sie kurz darauf den Dienst antritt, ist daraus bereits das Zeugenhaus geworden.

Die Eigentümerin des Hauses, Elise Krülle, deren Mann vermißt wird, muß sich mit ihrem Sohn im Keller einrichten und der Gräfin fortan zu Hand gehen. Vor dem Haus wachen GIs.

Dann kommen die ersten Zeugen: Karl Haushofer, der Lehrer von Rudolf Heß, Heinrich Hoffmann, der

Fotograf Hitlers, Rudolf Diels, Gründer und Chef der Gestapo (bis 1934). Kurzfristig logieren auch die Verteidiger der Angeklagten Hjalmar Schacht, Alfred Jodl, Erich Raeder, Karl Dönitz in der Novalisstraße. Henriette von Schirach, die Tochter von Heinrich Hoffmann und Ehefrau von Baldur von Schirach, zieht ein. Dann Hitlers Adjutant Fritz Wiedemann, den der Ankläger Robert M. Kempner für einen wichtigen Zeugen erachtet, und General Erwin Lahousen Edler von Vivremont, der zum Kreis der Widerständler um Admiral Canaris gehörte und zu einem der wichtigsten Belastungszeugen im Hauptprozeß wird.

Das Buch von Christiane Kohl hat auf diesen Seiten allerdings längst von »irritierend« in »zweifelhaft« gewechselt. Läse man »Das Zeugenhaus« als fiktionale Literatur, müßte man es als Verklärung des Mitläufertums ansehen; als »authentische Nacherzählung« muß man der Autorin freilich immer noch zumindest eine fragwürdige Arglosigkeit nachsagen. Seitenweise präsentiert sie den erinnerten Tratsch einer an ernsthaften Themen offensichtlich völlig desinteressierten Dame der besseren Gesellschaft.

Tatsächlich scheinen die Quellen – vor allem ihre Zeitzeugen – nicht allzu viel über die Vorgänge im Zeugenhaus herzugeben. Und wenn, dann betrifft es Umstände, die man als Leser eigentlich nicht wissen will: daß Rudolf Diels ein durchaus unterhaltsamer Charmeur war, der ständig hinter den Frauen her war und »vielleicht« ein Verhältnis mit Katharina von Faber-Castell hatte, »vielleicht« auch eines mit Gräfin Ingeborg Kálnoky, seiner »Maisgräfin«, die wiederum »vielleicht« ein Verhältnis mit dem amerikanischen Militärgeistlichen Pater Fabian Flynn hatte; daß auch Henriette von Schirach den Eindruck machte, als vergnüge sie sich

mit jungen amerikanischen Offizieren; daß Heinrich Hoffmann ein zwar nicht sonderlich sympathischer, aber gewiefter Händler war, der auch die neuen Verhältnissen zu seinem Vorteil zu nutzen verstand und sich gern in der Küche des Zeugenhauses aufhielt. Daß die amerikanischen Ankläger bereit waren, manche nicht ganz so schmutzigen Täter davonkommen zu lassen, wenn diese im Gegenzug zu belastenden Aussagen gegen die Hauptangeklagten bereit waren; daß sogar zwischen

amerikanischen Anklägern und deutschen Mitläufern, wie zwischen Robert M. Kempner und Rudolf Diels, gute Beziehungen bestanden und man bisweilen im Jagdschloß der Familie von Faber-Castell in Dürrenhembach gemeinsam feierte – all das wird breit abgehandelt, während von jenen Gästen des Zeugenhauses, die in Konzentrationslagern waren, oft nicht einmal die Namen genannt werden können.

Da gab es wohl einen Bauer, der sich im Hause mit dem Stopfen von Strümpfen nützlich machte. Da war auch ein Ingenieur ohne Zähne. Man kommt nicht umhin, die Darstellung des Buches so zu verstehen, daß

es sich in diesen Fällen nicht um den rechten Umgang für die Gräfin handelte. Es wird lieber von banalen Geschehnissen und Plaudereien zwischen Mitläufern berichtet, während die Gespräche etwa zwischen Heinrich Hoffmann und ehemaligen KZ-Insassen zwar ausnahmsweise einmal beobachtet, aber natürlich nicht belauscht wurden.

Christiane Kohl reiht im großen und ganzen entsprechend der Chronologie des Eintreffens im Zeugenhaus aneinander, was der Betreffende im NS-Regime war oder zu erleiden hatte und was er im Prozeß aussagte. Und nur, wenn es jemand war, der der jeweiligen Hausdame aus irgendeinem eher belanglosen Grunde damals



Gräfin Ingeborg Kálnoky. Foto: Goldmann Verlag

auffiel und diese sich auch daran erinnerte, dann wird berichtet, was im Zeugenhaus geschah. Von einigen Zeugen, wie etwa dem Schweden Birger Dahlerus, wird lediglich ihre Rolle im Prozeß berichtet. (Dahlerus belastete Göring; nach seiner Aussage im Prozeß fuhr er mit der Gräfin Kálnoky ins Pressecamp auf Schloß Stein.)

All das war offensichtlich der Autorin selbst zu dürftig. Auf den letzten fünfzig bis achtzig Seiten ist durchaus auch Interessantes zu finden, das jedoch an anderer Stelle gewissenhafter dargestellt und eigentlich bekannt sein könnte. Immerhin: Der Ton des Buches wird ernster, was dennoch relativ selten tatsächlich mit dem Geschehen im Zeugenhaus zu tun hat. Die Gäste gingen abends gern in das Gasthaus »Zum Goldenen Stern«.

Richtig dramatisch wird geschildert, daß Heinrich Hoffmann einen Selbstmordversuch unternimmt. (An Spannung nur noch von einer Auseinandersetzung um einen heruntergefallenen Federhalter überboten, wobei angedeutet wird, wie kostbar damals Schreibzeug war.) Andererseits erfährt man auch, daß der Flugzeugkonstrukteur Willy Messerschmidt nicht rechnen konnte, nichts von Zwangsarbeitern in seinen Werken gemerkt haben und für die Damen im Zeugenhaus einen Staubsauger bauen wollte.

Es tauchen noch einige bekannte Personen und Namen im Zeugenhaus auf, wie der Sozialdemokrat Wilhelm Hoegner, der als Repräsentant des deutschen Volkes der Hinrichtung von zehn der zwölf zum Tode verurteilten Angeklagten beiwohnte, wie Roland Graf von Faber-Castell, der mit Rudolf Diels sprechen wollte, wie Eugen Kogon, der am 23. März 1947 sieben Stunden lang im Gericht Auskunft über Leben und Sterben im Konzentrationslager Buchenwald gab.

Das Strickmuster des Buches bleibt dabei bis zum Ende das gleiche: in Ausschnitten immer mal die Verbrechen der Nazis zu schildern und im nächsten Abschnitt oder Kapitel wieder eine nette Anekdote, Klatsch und Tratsch.

Christiane Kohl formuliert: »Mein Anliegen war es, die historische Wahrheit nach bestem Wissen und Gewissen zu ergründen, sie erzählerisch zu ordnen und so wiederzugeben, daß sie verstehbar wird auch für

Menschen, die sich nicht wissenschaftlich mit den Fragen der Vergangenheit befassen.« ...

»Bis zum Schluß hat mich die Frage bewegt, warum es im Zeugenhaus alles in allem doch recht ruhig zugeht, warum in dieser wohl bizarrsten Hausgemeinschaft der frühen Nachkriegszeit kein offener Krieg unter den höchst unterschiedlichen Gästen ausbrach.« Und als Antwort: »... scheint es mir Ausdruck eines Phänomens zu sein, das die gesamte Nachkriegszeit prägen sollte: die absolute Sprachlosigkeit, die sich als dumpfer Nebelschwaden über die Ereignisse legte und für sehr lange Zeit eine

wirkliche Auseinandersetzung mit dem Geschehenen verhinderte.« Es sind aber Zweifel angebracht, daß diese Zeit schon vorbei ist. Die letztlich ziemlich willkürliche Vermengung, Aneinanderreihung von historischen Fakten, Recherchebericht und kleinen, alltäglichen Geschichten, die mitunter kaum mehr als anzügliche Gerüchte sind, wird man jedenfalls schwerlich als »wirkliche Auseinandersetzung« bezeichnen können. Das Buch macht eher den Eindruck, daß es geschrieben werden mußte, weil bereits viel Arbeit drinsteckte. ¶



Zeugenhaus in Nürnberg-Erlenstegen. Foto: Goldmann Verlag

Christiane Kohl: Das Zeugenhaus. Nürnberg 1945: Als Täter und Opfer unter einem Dach zusammentrafen. Goldmann, München 2005, 255 Seiten, € 21,90

Würzburger Künstler in der Normandie

Utopian Art Prize 2005/2006 – ein Bericht aus Caen

von Angelika Summa

Kurz vor Weihnachten setzte uns eine Karte aus Caen die Pistole auf die Brust: Leider »en retard« (verspätet), dafür besonders herzlich ergehe die Einladung an die Künstler der Partnerstadt Würzburg, zur Teilnahme am »Utopian Art Prize«, dem Kunstpreis der Partnerstädte, stand da geschrieben. Vom 2. bis 22. Februar planen die drei teilnehmenden Galerien in Caen – ART 4, Plein Cadre und WAM – ihre Wettbewerbsausstellung. Und sie bitten um die Einreichung der Werke. Der Siegerin oder dem Sieger winke eine Einzelausstellung.

Nach einem telefonischen Rundruf bei BBK und VKU zeigten sich 16 Künstlerinnen und Künstler interessiert an diesem erstmalig ausgeschriebenen Kunstwettbewerb. Wir Organisatoren bedanken uns bei allen an dieser Stelle ausdrücklich für die spontane Bereitschaft zur Teilnahme und das dabei entgegengebrachte Vertrauen.

Die drei Galeristen in Caen: Joël Leloutre, Anni Bonnet und Gilgogué (von links nach rechts) preisen die UTOPIAN ART PRIZE- Aktien an.



Mit den nahezu 100 Bildern im Auto brachen zwei der Organisatorinnen des »Utopian«, Hella Huber und Angelika Summa, Ende Januar nach Caen auf. Die rund 1000 km waren, abgesehen von einem kleinen Stau um Paris herum, gegen 22 Uhr abends geschafft. In Caen war es fast so kalt wie im winterlichen Würzburg. Unsere Unterkunft war privat und geradezu feudal.

Während der jahrelangen Vorbereitungszeit des Kunstwettbewerbs, mit gegenseitigen Besuchen hier und dort, wurden viele herzliche Kontakte geknüpft; entsprechend freundlich fiel die Begrüßung aus mit vielen Wangenküßchen links, rechts, links, rechts. Und so nach und nach fielen einem auch wieder ein paar korrekte französische Sätze ein.

In der Galerie ART 4 wurden alle Arbeiten ausgepackt. Zu viert ordneten und sichteten wir die Arbeiten. Die beiden Galeristinnen Annie Bonnet und Martine Grandcollot ließen sich die eine oder andere Arbeit oder Handhabung erklären; Burkhard Schürmanns kostbarer Kunstkisten-Inhalt durfte beispielsweise nur »avec les gants«, mit Handschuhen, angefaßt werden. Joël Leloutre in der Galerie »Plein Cadre« beklagt, daß ihm die Zeit davonlaufe, auch Gilgogué, Künstler und Galerist der Galerie »WAM«, trifft Vorbereitungen für den Aufbau der Ausstellung (die nun bis zum 25. Februar gezeigt wird). Helfen können wir Würzburgerinnen indes nicht, wir fahren zu einem Spaziergang ans Meer.

Die Ausstellungseröffnung wird um einen Tag verschoben, weil noch nichts so ist, wie es sein soll. Aber die drei Präsentationen in den drei Galerien sind schneller gehängt, als wir gedacht hatten. Jeder Künstler ist vertreten, wenn auch nicht mit allen mitgebrachten Werken, was dem Platzangebot in den doch recht kleinen Ausstellungshäusern geschuldet ist.

Hochkonzentriert: Anni Bonnet beim Aufbau der Ausstellung.

Fotos: Angelika Summa

Nun kommt der spannendste Part, die Jurierung. Die Organisatoren des »Utopian Art Prize«, Sektion Caen, haben sich ein Punktesystem ausgedacht, das jeden einzelnen Künstler bzw. dessen Beitrag von eins (niedrigste Notierung) bis zehn (beste Notierung) in den Kategorien Beherrschung des Themas, Komposition, Originalität/Kreativität zuordnet. Und so sieht man z. B. Monsieur Eydoux, den Kulturbürgermeister von Caen, Mitglied der achtköpfigen »Utopianjury«, mit dem Notizbuch in der Hand von Galerie zu Galerie flanieren und Werke begutachten. Der Vorteil der drei beteiligten »Les Quatrans«-Häuser ist sicherlich ihre gegenseitige Nähe: Man muß keinen extra Jurytermin und -ort einberufen, der Juror muß nur ein paar Meter über den Platz gehen, und schon ist er in der nächsten Galerie.

Bei der Vernissage am 3. Februar erfahren auch wir das Ergebnis: Die Veitshöchheimerin Kathrin Feser ist die Gewinnerin des »Utopian Art Prize 2005/2006«. Wir gratulieren!

An dem Wettbewerb nahmen teil: Hanna Böhl, Paraschiva Boiu, Kathrin Feser, Margaret Hirschmiller-Reinhard, Constanze Hochmuth-Simonetti, Helmut Nennmann, Margret Radermacher, Norbert Schmelz, Andi Schmitt, Burkhard Schürmann, Peter Stein, Georgia Templiner, Roswitha Vogtmann, Ulrich Wagner, Helmut Weber und Gabi Weinkauf. ¶

Arbeiten der Gewinnerin Kathrin Feser sind in Würzburg aktuell vom 9. März bis zum 17. Mai in einer Gemeinschaftsausstellung (mit Rosário Rebello de Andrade) in den Räumen der Sparkasse Mainfranken Würzburg in der Hofstraße zu sehen.

Der Tod schlägt den Takt des Lebens

Mit Jürgen Lenssen durch die Ausstellung von Willi Röscheisen

von Achim Schollenberger

Der Aschermittwoch ist schon wieder vorbei; traditionell werden an diesem Tag auch die Künstler in Würzburg vom Bischof mit einem Aschekreuz auf der Stirn versehen und so an ihre Vergänglichkeit erinnert. »Gedenke Mensch, daß du aus Staub bist, und zu Staub

wirst du zurückkehren«, mahnende Worte werden ihm dabei mitgegeben. Auch Willi Röscheisen, der als Künstler eigentlich nur unter seinem Nachnamen präsent ist, hat sich mit dem Aschekreuz auf der Stirn gemalt. 1924 bereits hat er die Gouache gefertigt, und



Foto: Achim Schollenberger

sie zeigt im kleinen Format bereits das große Suchen in seiner Kunst. Es ist die Auseinandersetzung mit einer unbequemen Frage, einer, die der Mensch normalerweise gerne in weite Ferne rückt. »Der Tod als Allegorem« faßt das Werk des 1972 verstorbenen Malers in einer lohnenden Ausstellung im Museum am Dom in Würzburg zusammen.

Was ist ein »Allegorem«? Die Wortschöpfung, die es bis zu dieser Ausstellung nicht gab, ist eine Kreation von Professor Dr. Friedrich Piel, dem emeritierten Ordinarius für Kunstgeschichte der Universität Salzburg, dazu Nachlaßverwalter und Erbe aller Werke seines Onkels Willi. Eingefallen ist sie ihm beim Mittagessen mit Domkapitular Dr. Jürgen Lenssen, erläuterte dieser während einer Führung vor den Werken auf den beiden unteren Etagen des Museums am Dom: Beide saßen bei einem mittäglichen Gedankenaustausch und diskutierten über das inhaltliche Konzept der Ausstellung. »Was das Theorem für die Theorie ist, könnte doch ein »?« für die Allegorie sein.« Ja, was? Man fand, besser gesagt: man erfand das Allegorem.

Was ist nun darunter genauer zu verstehen? In einem Allegorem, so steht es auf einer Schriftfahne im Museum zu lesen, verdichten sich Erfahrungen und spirituelle Perspektiven zum Motiv-Repertoire. Es soll im Prinzip ein Leitfaden sein zur Allegorie, einer rational faßbaren Darstellung eines abstrakten Begriffes in einem Bild. (In der bildenden Kunst und Literatur geschieht dies oft durch Personifikation.) Das klingt ziemlich wissenschaftlich – und ist, genau betrachtet, auch nicht zwingend notwendig zum Verständnis der Bilder Röscheisens. Der Tod ist nun mal ein Thema, das jeder begreifen kann, wenn er will. Früher oder später stellt sich ihm ja selbst die Frage ...

Willi Röscheisen hat sich in seiner künstlerischen Suche damit auseinandergesetzt. Geboren 1906 in Dortmund, begann er zunächst in jungen Jahren eine Architektenlehre, dann kam das Studium der Malerei an der örtlichen Kunstgewerbeschule. Stilistisch orientierte er sich am deutschen Expressionismus. Im April 1945 wurden seine Bilder nahezu komplett bei einem Bombenangriff vernichtet. Nur ein paar seiner Grafiken sind aus dieser Zeit erhalten geblieben. Wohl auch die Erfahrungen als Soldat des 2. Weltkriegs in Polen und Frankreich hatten ihn 1947 zum Anachoreten, zum Einsiedler, werden lassen. Existenzielle, soziale und

metaphysische Erfahrungen begannen mit einzufließen in eine 25 Jahre dauernde Auseinandersetzung mit christlichen Themen, so Lenssen.

Abgeschottet ging der Künstler zu Werke, oft sperrig, nie dekorativ gefällig, machte er sich auf die Suche nach dem »verlorenen Bild«, seinem Versuch, das aufzuspüren, was uns auf der letzten Schwelle einmal erwarten könnte. Verdrängung einer schlichten Wahrheit scheint ein menschliches Merkmal zu sein. Auch in den Bildern Röscheisens ist diese versteckte Wesensart aufzuspüren, gerade dagegen malte er an. Zerkratzt mit dem Pinselrücken, ausgeschabt, ausgelöscht ist das Antlitz des »Trommler Tod«. Morbid wirkt das mit Ölfarbe und Masonit geschaffene Gemälde. Fast, so scheint es, mag der Künstler selbst nicht dem Tod ins Antlitz blicken. In weiteren Bildern ist dies ebenso auffällig. Versteckt hinter Masken, hat der Künstler oft den Unausweichlichen und das Unausweichliche verkleidet. Die Narretei des Menschen führt in den Tod, lautet die Botschaft; makaber grinsend fordert der grausige Gaukler seinen Tribut.

Doch manchmal treibt der Maler auch seinen Spaß mit dem »Tödlein mit Schalmeei«. Ein anderes Mal begleitet er mit geradezu ironischem Blick den reitenden Papst. Christus ist der Protagonist in der Zirkusmanege, auf der bevölkerten Weltenbühne geht der große Narrentanz voran und führt nicht schnurstracks, aber unveränderlich auf das Letzte hin. Der Tod ist es, der den Takt des Lebens schlägt, ihm kann man nicht entrinnen. In Röscheisens Bildern werden die menschliche Existenz und Identität des Einzelnen mit diesem bestimmenden Rhythmus verknüpft. Das jenseits der Erfahrung des Gegenständlichen Liegende, das Abstrakte, wie Glaube und Religiosität, wurden zum künstlerischen Leitmotiv. Doch der allumfassende Tod bleibt dabei die bestimmende, nicht faßbare Größe, einen jeden Menschen betreffend. Zeitlos, unveränderbar auch über das Ende des Künstlers hinaus. ¶

Die Ausstellung im Museum am Dom dauert noch bis zum 2. April
Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag mit Feiertag 10 bis 17 Uhr

www.museum-am-dom.de

»Das Bauhaus und die Esoterik« im Kulturspeicher

Wie Feuer und Wasser

von Angelika Summa

Bauhaus und Esoterik sollen etwas gemein haben? Ästhetik für alle propagieren und gleichzeitig geheimbündlerischen Heilslehren frönen, wie paßt das zusammen? Wie Feuer und Wasser, meinte auch die Direktorin des Museums im Kulturspeicher Würzburg, Marlene Lauter, anläßlich der Pressevorstellung der neuen Ausstellung, die eben unter dem Titel »Das Bauhaus und die Esoterik« die zwei Extrempole zusammenklammert.

Man wird auch aufgrund dieser Schau, nach dem Gustav-Lübcke-Museum in Hamm nun auch bis zum 2. April 2006 in Würzburg gezeigt, die Geschichte des Bauhauses (1919–33), der formvollendeten Ideenschmiede der modernen Kunst schlechthin mit ihrer Betonung der Funktionalität, Klarheit und Sachlichkeit, nicht neu schreiben müssen. Aber ein paar neue, bisher unbekannte und ungeahnte Facetten kommen dazu. Zumindest in der Gründungsphase des Bauhauses, von 1919 bis zum Weggang Johannes Ittens 1923, kann der kurzzeitige, aber von breitem Konsens getragene Einfluß von esoterischen und okkultistischen Heilslehren vermerkt werden. Das belegen neu zugängliche Materialien aus Erbnachlässen, die kunsthistorisch gesichtet und bearbeitet wurden. Im Zentrum der Betrachtung stehen die Bauhaus-Künstler Johannes Itten, Wassily Kandinsky und Paul Klee, in neun Abteilungen werden rund 200 Werke von renommierten Leihgebern wie dem Bauhaus-Archiv in Berlin zum Teil erstmalig gezeigt.

Da wäre gleich am Eingang die Rekonstruktion des verschollenen imposanten »Turm des Feuers« von Johannes Itten, ein in vielen Entwurfsskizzen und Konstruktionszeichnungen vorbereiteter, dynamisch hochgedrehter und sich verjüngender Turm aus gewölbten, farbigen Glaselementen. In der Gedankenwelt der Bauhaus-Künstler sollten alle Künste unter der Vorrangstellung der Architektur vereint werden; nicht von ungefähr schmückte die »Kathedrale« von

Lyonel Feininger das Manifest des Staatlichen Bauhauses von 1919. Bei Itten wird die Architektur des Turms mit einer Kosmologie von kristallinen Erscheinungen über Pflanze, Tier und Mensch bis hin zur Sonne symbolisch aufgeladen, sie wird zur »Gedankenarchitektur«, zu einem vom Materiellen gelösten Kunstwerk. Unter Ittens Einfluß entstanden die »Lichttempel« und kosmischen Stelen-Visionen von Bauhaus-Schülern wie Otto Lindig und Theobald Emil Müller-Hummel.

Doch Johannes Itten stand mit seinen weltanschaulichen Reflexionen und Interessen an esoterischen Bewegungen wie der »Mazdaznan-Lehre«, einer Wiedergeburtphilosophie, die auf bewußter Atmung und Ernährung basiert, nicht allein. Beim Gang durch die an Gemälden, Plastiken, Zeichnungen und vielen künstlerischen Entwürfen reiche Ausstellung wird deutlich, daß auch andere Künstler des Bauhauses wie Walter Gropius, Georg Muche, Gunta Stözl, Lothar Schreyer und andere empfänglich waren für esoterisch-weltanschauliche Strömungen der Zeit, daß man sich mit Anthroposophie und Astrologie auseinandersetzte und die Kunst in kultischen Zusammenhang stellte oder mit der Realität des Todes verband.

Das spannendste und ungewöhnlichste Stück der Ausstellung ist der leuchtend farbige Originalentwurf für das »Totenhaus der Frau«, einem Sarg, von Lothar Schreyer, entdeckt in dessen Nachlaß in Berlin. Die Sargdeckelfläche füllt eine schematische, weibliche Gestalt, die streng symmetrisch und trapezförmig aufgebaut ist. Begleitende Skizzen geben Aufschluß über Malereien und Konstruktion über den zweiten Schrein, das »Totenhaus des Mannes«, das mitten im Weimarer Atelierraum Schreyers stand.

Für Wassily Kandinsky waren die Theorien des Anthroposophen Rudolf Steiner wichtig. Die Vorstellung von der Aura eines Menschen, die als feinstoffliche Struktur darstellbar ist, die bildliche Wiedergabe von

Gedanken, Gefühlen und Tönen beschäftigen den Künstler. Er untermauerte seine Bildvorstellungen ab 1911 mit esoterischer Literatur. In Kandinskys kosmischen Visionen umschweben sich Farbflecken, Linien und Kreise als Grundbausteine abstrakter Kunst, entsprechend der »Kompositionskraft der Natur« (Steiner).

Auch Paul Klee setzte sich mit esoterischen Theorien auseinander, aber vor allem interessierte ihn die Mathematik und mit ihr die Möglichkeit, die Welt und ihre Gesetzmäßigkeiten zu ergründen und das Bild von der Welt nach Zahlensystemen, Maßen und Regeln zu gestalten. Klees strengen Bleistift- oder Federzeichnungen liegt oftmals ein abstraktes Proportionssystem zugrunde. Sein kritischer Geist konnte aber gewissen esoterischen Eiferern nur noch ironisch begegnen. Als Mazdanzn-Jünger ihn unbedingt zu einer am Bauhaus propagierten Diät überreden wollten, entgegnete er ihnen barsch, daß er gar nicht daran denke, »auf dem Weg durch den gereinigten Darm in den Himmel zu kommen«. ¶

Das Bauhaus und die Esoterik. Ausstellung im Museum im Kulturspeicher, Würzburg.

www.kulturspeicher.de



Foto: Achim Schollenberger

Schleudersitz im Karussell

Kommt eine neue Kulturpolitik in Würzburg?

von Berthold Kremmler

Die Nebelschwaden lichten sich – ein neuer Kulturreferent, eine neue Kulturreferentin wird in der Jahresmitte in das Amt eingeführt, das in den letzten Jahren Reiner Hartenstein, vormals langjähriger Schul- und Sportreferent, auf Wunsch des Stadtrats mitverwaltet hat. Dafür hatte er das große Vertrauen des Stadtrats; welche Motive der bei seiner Entscheidung gehabt hatte, hat er damals nicht nur nicht verhehlt, sondern lautstark zum Ausdruck gebracht: Die städtische Schullandschaft sollte bereinigt werden, so, wie derartige Bereinigungen auszufallen pflegen: weg damit! nur teuer!

Man muß den aktuellen Überlegungen einen kleinen Blick in die Vergangenheit vorausschicken, damit die Relationen durchsichtiger werden.

Als die damalige Kulturreferentin Frau Dr. Strobel zum ersten Mal zur Wiederwahl anstand, hatte sich der Stadtrat entschieden, keine Ausschreibung vorzunehmen. Man hätte also mit einer überzeugenden Wiederwahl rechnen können. Es stand entsprechend, wenn ich mich nicht täusche, kein Gegenkandidat zur Wahl.

Und wie war das Ergebnis? Frau Strobel erhielt 26 Stimmen, die unterste Grenze für die Wiederwahl. Eine Stimme erhielt Balthasar Neumann, ja, so geschichtsbeußt und qualitätsorientiert waren Stadträte damals!, und 22 Stimmen vereinigten sich auf Herrn Hartenstein – der sich weder zur Wahl gestellt noch damals behauptet hatte, er sei für diesen Posten irgend qualifiziert.

Soviel zur Autonomie und zum Verantwortungsbewußtsein des Stadtrats – damals.

Fünf Jahre später wollte der Stadtrat partout sparen, es gab abermals keine Ausschreibung, aber die Mehrheit wollte den bisherigen Sportreferenten und erfolgreichen Schuleinsparer Hartenstein ob seines Erfolgs mit einer weiteren Funktion versehen, der des Kulturreferenten.

Man hatte ja vorher die Amtszeit der Kulturreferentin um ein Jahr verkürzt, so daß man diese drei Funktionen bei der Neuwahl mühelos in einer Person vereinen konnte. Es gab heftige Beratungen im Vorfeld über Kulturmanagement und Neustrukturierung des Amtes, zu denen von einigen Stadtratsfraktionen auch der »Dachverband Freier Würzburger Kulturträger« konsultiert wurde. Wie gewohnt scheiterten alle guten Ideen und Pläne an den Finanzen: Herr Hartenstein kostete einfach kein zusätzliches Geld, sondern half durch seine Doppelfunktion einsparen.

Abwickeln stand auf dem Panier. Und dafür braucht man ja eigentlich den Rat von niemandem.

In dieser Situation sind wir anscheinend auch heute. Vor Weihnachten wurde über den Ausschreibungstext für die Neubesetzung beraten – Externe wurden dabei vielleicht zugezogen, der »Dachverband«, der sich immer schon um diese Belange produktiv gekümmert hatte, jedenfalls nicht. Rückfragen nach dem Text der Ausschreibung wurden abgewiesen mit der Begründung, das sei höhernorts nicht erwünscht, man könne leider nichts tun. Das war sogar noch in der Stadtratsitzung der Fall, in der die schriftliche Formulierung sogar der Presse schon vorlag. (Dabei hatte der Autor in einer vergleichbaren Situation schon einmal Erfolg gegen diese Art begründeter Vertuschung: mit dem Hinweis auf § 5 GGO, der Geschäftsordnung der Ministerien, die regelt, daß vor der Behandlung eines Gesetzes die interessierten Verbände zur Beratung eingeladen werden können – also durchaus kein Geheimhaltungszwang besteht.) In dieser Sitzung versuchte die SPD-Fraktion mit rührender Unbeholfenheit noch schnell die Trennung von Kultur- und Sport-/Schulreferat wieder einzuführen und eine gesonderte Ausschreibung zu bewirken. Der Stadtrat legte dieses in seiner Kurzfristigkeit abstruse Ansinnen ungerührt ad acta.

Erhalten blieb freilich ein Zusatz, der zeitweise umstritten gewesen zu sein scheint, nämlich die Forderung nach dem Studium des Kulturmanagements. Die Spatzen piffen alsbald von den Dächern, daß damit Personalpolitik at it's best, aber so verschleiert wie möglich, praktiziert wurde.

Jetzt also liegen dem Stadtrat die Bewerbungen vor, und schon hat die Mainpost die Namen zweier lokaler Bewerber publik machen können, einen Mann und eine Frau. Das hätte sich nicht besser treffen lassen. Dummerweise wurde schon bei der Ausschreibung kolportiert, daß der Text im Grunde genau auf die Frau hin formuliert sei, deren Ruf untadelig ist, um das mindeste zu sagen, und die also Wunschkandidatin sei.

Dummerweise taucht an der Peripherie eine neue Wolke auf: der jüngste Bericht des UN-Sonderbericht-erstatters für Bildung Vernor Muñoz Villalobos, der doch tatsächlich darauf insistiert, daß das Schulsystem in Deutschland nach wie vor ein äußerst gravierendes Manko besitze: die ungerechte Verteilung der sozialen Chancen durch die Auswirkung der Schulgliederung. (Besonders eklatantes Beispiel: Bayern.)

In einem Moment also, wo das Nachdenken über alternative Wege der Schulpolitik unabdingbar wäre, wird in Würzburg die Schule erst recht zu Tode transformiert. Und die Stelle, von der dieses Nachdenken ausgehen müßte, der Schulreferent, bleibt in der Sache unbesetzt.

Gleichzeitig gab es wohl Phantasien, daß die Frau, die die Bibliothek zu einsamem Ruf emporgeführt hat – doch wohl ein ›Ganztagsjob!?!? –, diesen Posten künftig mit der linken Hand und nebenher bewältigen könnte; ein besonders fein ziseliertes Sparziel. Dabei hatte der bisherige Kulturreferent vor lauter anderen Posten schon kaum die Zeit, die Kultur angemessen zu repräsentieren. Hätte er nicht einen so rührigen ›Kulturmanager‹, die Ausfüllung seiner Funktion in der öffentlichen Wahrnehmung gliche dem berühmten Schweizer Käse mit viel Loch und wenig Substanz drumrum.

Der aktuelle Stand der Dinge stellt sich also dar:

1) in der Schule: In dieser Zeit des schulischen Umbruchs verzichtet die Stadt auf eine Person, die Erfahrung hat, neue Ideen entwickeln könnte, die der Stoiberschen Katastrophe der G8-Reform wenigstens ein paar neue Ideen und lautstarke Kritik entgegensetzen könnte. Die staatlichen Schulen, insbesondere die

Gymnasien, scheinen dazu ja nicht in der Lage. Als im Stadttheater vor ungefähr zwei Jahren zum Abgesang auf das bisherige kulturelle Engagement eine Art Leistungsschau des Kunst- und Musikunterrichts an einem Sonntagvormittag präsentiert wurde, schäumte der inzwischen pensionierte Ministerialbeauftragte Hermann Mündlein, vor dem die Schulchefs, wie mir scheint, ihr Zittern bis heute nicht vergessen haben. Als die Jubelveranstaltung zum G8 mit der Kultusministerin Hohlmeier in einer Würzburger Schule stattfand, hat sich niemand getraut, auch nur ein Sterbenswörtchen dagegen verlauten zu lassen – dank Mündlein, der in der Lage war, noch am letzten Tag seiner Amtszeit einen Schulleiter am Telefon strammstehen zu lassen. Die Verabschiedung durch die Presse war freilich die eines unumstritten gewichtigen, geborenen Schulmannes ...

2) In der Kultur: Sie hat bisher in der dortigen Chef- etage eine untergeordnete Rolle gespielt (vom Theater abgesehen – aber was leisten nicht die Vereine!) – warten wir ab, ob der Referent im letzten halben Jahr noch etwas reißt oder es eher langsam verdämmern läßt. Immerhin ist noch eine Kulturbeiratssitzung ... und es gäbe doch wohl Scharfen auszuwetzen. Dabei meinen nicht wenige Kenner der Szene, es sei unverzichtbar, frischen Wind von auswärts ins städtische Kulturleben wehen zu lassen. Denn wer länger hier lebe, dem sitze für immer der aufgestaute Mief in den Kleidern.

3) Im Sport: ist ohnehin keine Perspektive zu erkennen, da scheint auch bisher viel gewurstelt worden zu sein, bei diesen mächtigen Förderern allenthalben, von Rudi May und Karlheinz Frick abwärts. Was kann dagegen schon ein neuer sportlicher ›nobody‹?

4) Die Stadtbibliothek: Bei der Einweihung der umgebauten Stadtbibliothek zitierte Hannelore Vogt voller Überzeugung ein schönes, passendes Wort von Augustinus: Nur wer selber brennt, kann andere entzünden.

Ob sie in der Lage sein wird, künftig einen ganzen Flächenbrand anzustecken, der für das kulturelle Bild der Stadt so notwendig wäre? Gab nicht sogar ein Bürgermeister mal die Losung aus von der anzustrebenden europäischen Kulturstadt Würzburg? Zu einer Zeit freilich, in der das Stadttheater noch nicht dauerhaft von Asphyxie bedroht schien. ¶

Vom Kritisieren zum »Killen«

Entgegnung eines Lesers auf »Vom Stolpern und Straucheln ...« in nummerdreizehn

von Paul Pagel

Die **nummer**, Zeitschrift für Kultur in Würzburg und ..., hat ein erfolgreiches erstes Jahr hinter sich. Darüber können sich Kulturschaffende und an Kultur Interessierte nur freuen, der Redaktion gebührt Lob und Anerkennung.

Nun ist die **nummerdreizehn** erschienen. Die Redaktion hat sich wieder mit Elan ins kulturelle Treiben gestürzt und betont im Editorial »das Pflänzchen Lokalkultur endlich wieder kräftiger düngen« zu wollen. Demgemäß werden zwei Würzburger literarische Publikationen vorgestellt, eine davon ist Hans Steidles Buch »Von ganzem Herzen links. Die politische Dimension im Werk Leonhard Franks«.

Der Rezensent Berthold Kremmler führt zu Beginn viel Nachdenkenswertes über Defizite im heutigen Literaturbetrieb (»Hinscheiden von Korrektoren und Lektoren«) aus und übt berechtigte Kritik an Steidles Buch. Keine Frage, die Verstöße gegen Satzbau, Zeichensetzung und Grammatik sind ärgerlich, die Schludrigkeiten im kritischen Apparat (Bibliographie, falsche Schreibweise bei Eigennamen, mangelnder Beleg von Zitaten) unverzeihlich. Das geht nicht nur zu Lasten des Autors, sondern auch der Leonhard Frank-Gesellschaft als Herausgeberin. Sie muß diesbezüglich für ihre Publikationen mehr Sorge tragen. Allerdings wimmeln die Satzfehler dem Leser nicht »auf jeder Seite geradezu entgegen«, wie Kremmler übertreibend suggeriert, den Einzelnachweis bleibt er nämlich schuldig, hält ihn gar für »erübrigt«.

Dem Vorwurf der Abundanz des Buches ist angesichts etlicher Wiederholungen zuzustimmen, 30 Seiten weniger täten Buch und Leser gut. Differenzierter gesehen werden muß allerdings die Feststellung Kremmlers, Steidle pflege einen »etwas mäandernden

Gedankengang«. Es versteht sich doch von selbst, daß bei der Darstellung eines Œuvres Verbindungslinien und Querverweise zwischen einzelnen Werken hergestellt werden. Daß Steidle zudem auf inhaltliche Parallelen zwischen Jehuda Amichai und Leonhard Frank hinweist, ist keineswegs mangelnde Stringenz, sondern weist den Autor vielmehr als Kenner der Literatur aus, die sich mit Würzburg im Dritten Reich kritisch auseinandersetzt. – Übrigens, auch der Main mäandriert und erreicht schließlich in schönem majestätischen Lauf sein Ziel. So weit, so gut. Karl Kraus und der genannte Pädagogikprofessor Bollnow hätten helle Freude an Kremmlers beckmesserischem Engagement für die Sprache gehabt.

Hinzu kommt, daß seine Kritik stilistisch glänzend geschrieben ist, dazu zeigt sich Kremmler als gebildeter Zeitgenosse und schillerfester Literat. Schon zu Beginn bemüht er den Dichturfürsten mit einem kursiv gesetzten Auszug aus *Wallenstein*: »Vater, es wird nicht gut ablaufen«. Das klingt unheilswanger. Viermal noch wird das Dichterwort in den laufenden Text eingestreut, das letzte Mal allerdings heißt es »Vater, es ist nicht gut abgelaufen«. Gemäß dem Aufbau des klassischen Dramas ist das die Katastrophe, sprich der Verriß. Das Buch ist zur Strecke gebracht und sein Autor auch. Das nennt man das Kind mit dem Bade ausschütten.

Die folgenden Empfehlungen (Pädagoge an Pädagogen) an den Autor sind an Häme nicht zu überbieten. Da wird ihm unterschwellig geraten das Bücherschreiben zu unterlassen (»Kein Mensch muß müssen«) und im gleichen Atemzuge scheinheilig räsontiert, daß die Kosten für ein »mißlungenes« Buch »von einer literarischen Gesellschaft getragen werden«. Mein Gott! Das Geld für Veröffentlichungen muß immer da sein, auch bei einer nicht gerade finanzkräftigen Gesellschaft, wie dies bei der LFG der Fall ist. Der Rezensent weiß genau, wie viel Hans Steidle für die Gesellschaft schon ehrenamtlich geleistet hat, ebenso wie Werner Dettelbacher. Gerade ihn fährt der Rezensent gegen den Autor auf, was jedoch im Sande verläuft. Die von Kremmler beanstandete Passage – es handelt sich um eine von Steidle als authentisch deklarierte Episode aus dem Ersten Weltkrieg (vgl. Steidle S. 66) – ist auch anhand der Ausführungen Dettelbachers in dieser Weise interpretierbar. Bisweilen sind factum und fictum bei einem so autobiographischen Schriftsteller wie Leonhard Frank eben nicht zu trennen.

Die dreimalige an den Autor gerichtete Wiederholung des Verbs »üben« wirkt reichlich infantil und deplatziert. Bei aller berechtigten Kritik ist Steidle inhaltlich weder ein Dilettant noch formal ein Analphabet. Doch Kremmler will ihn demontieren, wie die Schlußfrage belegt. »Ob der ganze große Rest dieses Buches dem neugierigen Leser wirklich substantiell weiterhifft?« (Druckfehler, der passieren kann!). Ja, es kann den Leser in Sachen Leonhard Frank hieven, im Sinne von weiterbringen. Deshalb soll es gelesen werden, denn das Buch hat in vielerlei Hinsicht Substanz, worüber Kremmler auf drei Seiten kein Wort verliert. Die Lektüre hat ihm »einen Sack von Aggressionen aufgebremmt. Wie wird er sie aber wieder los?« Wenn er ehrlich ist, müßte er sie mit bereits dieser Rezension wieder los sein. Unser unglückseliger Atlas wird schon nicht zusammenbrechen.

Wir wollen am Ende fair bleiben und niemandem etwas Böses wünschen und zitieren deshalb in leicht abgewandelter Form einen bekannten Ausspruch: »Laßt ihn leben! Er ist ein Rezensent!« Und wir fügen hinzu: Ein sehr talentierter sogar. Vielleicht ist er auch zur Reflexion willens und fähig, um zu erkennen, daß ein Forum wie die **nummer** nicht für derartige persönliche Abrechnungen taugt. ♪

Man muß sich selbst zurücknehmen können

Die Fotografin Barbara Klemm erzählt

von Achim Schollenberger

Normalerweise stehen solche Menschen nicht im Mittelpunkt, obwohl sie im Zentrum des Geschehens sind. Der Fokus ist auf andere gerichtet und die Linse ihrer Kamera auch. Barbara Klemm wirkt natürlich, sympathisch, ohne Starallüren, dabei ist sie mittlerweile durch ihre Arbeit selbst zu einer der berühmtesten deutschen Fotografinnen geworden.

Man könnte schon neidisch werden, denn Barbara Klemm, 1939 in Münster geboren, hat unglaublich viele Prominente, Politiker wie Künstler jeglicher Couleur, kennengelernt und abgelichtet. Fotoreportagen für die Frankfurter Allgemeine Zeitung führten sie abseits der vielbegangenen Wege in fremde Länder und abgelegene Winkel der Erde. Mittlerweile agile 66 Jahre alt und eigentlich im Ruhestand, werden aber die Aufträge und Projekte nicht weniger. Im Gegenteil.

Dicht gedrängt saßen und standen die Zuhörer in dem schmucklosen Raum im Fachbereich Gestaltung der Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt in der Reurgasse 6, als die Fotografin – und man muß eigentlich auch sagen: Fotokünstlerin – per Dia die gebannten Zuschauer und Zuhörer mit auf eine kleine Zeitreise, auch in die Geschichte der Bundesrepublik, mitnahm.

Sie habe Glück gehabt, in einem Künstlerhaushalt aufzuwachsen. Durch ihren Vater, den Maler Fritz Klemm, habe sie das Sehen gelernt. Was freilich zunächst nicht von Bedeutung war, denn zunächst galt es, das Handwerk des Fotografen zu erlernen. Ganz traditionell als Lehrling in Karlsruhe.

Von dort ging es nach Frankfurt zur FAZ in die Klischeeherstellung. Erst fünf Jahre später durfte sie zum erstenmal mit der Kamera offiziell auf Achse. Es war die Zeit der »Teach-Ins«, der Demonstrationen, die Proteste der Studentenbewegung. 1970 bekam sie eine



festen Anstellung als Redaktionsfotografin der FAZ mit den Schwerpunkten Politik und Feuilleton.

Große Ereignisse hat sie mit der Kamera begleitet, wie etwa den ersten Besuch Leonid Breschnews in der Bundesrepublik, bei dem sie sich sogar einschmuggeln mußte, den ersten Papstbesuch von Johannes Paul II. in Polen, die deutschen Politiker im Bundestag und auf Parteitag.

»Man darf nie zu früh aufgeben, man muß die Sache sich entwickeln lassen«. Der entscheidende Moment für das Bild kommt manchmal unverhofft. Nie hat Barbara Klemm bei ihren Terminen einen Blitz dabei. Das vorhandene Licht muß ausreichen. Daß dadurch auch fatale Situationen entstehen, weiß jeder Fotograf nur zu gut. Manchmal kamen dann zufällig Kollegen vom Fernsehen mit Licht zu Hilfe wie bei der Nachtaufnahme 1983, als in Mutlangen die Demonstranten, darunter Heinrich Böll und Oskar Lafontaine, morgens um fünf gegen Mittelstreckenraketen demonstrierten.

Bescheiden wirkt die Fotografin bei ihrem Vortrag und könnte doch so mit den Pfunden wuchern. »Man muß sich selbst zurücknehmen können, um gut zu arbeiten«, lautet treffend ihr Credo. Gerade diese Einstellung hat ihr wohl auch den Zugang zu »schwierigen« und fotoscheuen Künstlern wie Peter Handke erleichtert. Dazu, sagt sie, muß man sich intensiv mit deren Werk auseinandersetzen, sich wirklich vorbereiten.

Ohne Kamera geht Barbara Klemm nie aus dem Haus. »Ich hätte immer das Gefühl, ich könnte etwas verpassen«. Und als Beweis zeigt sie die Aufnahme von Andy Warhol vor einem Gemälde (»Goethe in der Campagne« von Heinrich W. Tischbein) im Frankfurter Städel-Museum. Sie war dort nur zufällig mit ihrem Mann zu Besuch, der berühmte Pop-Art-Künstler ebenso. Passend dazu gibt sie den Anwesenden den Rat: Man solle viel in Museen gehen, denn von den Malern könne man viel lernen. Die seien die großen Künstler, die ihre Bilder komponieren könnten. Sie, als Fotografin müsse dagegen mit dem auskommen, was sie vorfindet. Aber das konnte und kann Barbara Klemm perfekt. Und eine große Fotokünstlerin ist sie allemal. ¶

Barbara Klemm war am 10. Januar zu Gast am Fachbereich Gestaltung der FH Würzburg-Schweinfurt im Rahmen der Reihe »Dienstagsgespräche«.

Foto: Achim Schollenberger

Nachruf auf Ilse Selig (30. Oktober 1913 – 26. Januar 2006)

Jedes Bild hat eine Melodie

von Angelika Summa

Sie gehörte nicht zu den Menschen, die jedes Wort auf die Goldwaage legten. Aber begriffliche Ungenauigkeiten mißfielen ihr zutiefst. Deshalb rückte sie die Dinge auch sofort zurecht. Wegen dieser klaren Haltung war ein Gespräch mit Ilse Selig immer ein Vergnügen, zumal sie ihre Meinung mit einer Mischung aus Strenge und feinem Humor kundtat.

»Künstler« war so ein Begriff. »Wer sich heutzutage so alles Künstler nennt«, meinte sie einmal kopfschüttelnd. Sie selbst bezeichne sich nicht als Künstlerin – das letzte Wort dehnte sie etwas – »ich bin Malerin und Zeichnerin«, meinte sie dann beinahe demonstrativ.

Ilse Selig grenzte sich von der Masse und deren Oberflächlichkeiten ab. Besonders im Bereich der Kunst war für sie ein handwerkliches Fundament für ein gutes und tragfähiges Ergebnis unerlässlich. Sie engagierte sich fast ein Leben lang in der Erwachsenenbildung, als Lehrerin für Freihand-, Porträt- und Figurzeichnen, der Aquarell- und Ölmalerei bis hin zur Kunstgeschichte. Und glücklicherweise hatte sie das nötige Gespür für Talent und dessen Förderung. Viele ihrer Schüler verdankten der Qualität ihrer Lehrtätigkeit den Zugang zu Akademien und Kunsthochschulen. Manche davon hielten zeitlebens Kontakt zu ihr, was wiederum für ihre Menschlichkeit sprach.

Die Würzburgerin Ilse Selig stammte aus gutsituiertem und kunstsinnigem Hause: »Malen war normal«, erzählte sie einmal. Alle ihre Geschwister taten das. Ein Onkel war hochbegabt.

Wie die meisten Menschen ihrer Generation mußte sie nach dem Krieg erst einmal wieder Fuß fassen und sich eine Existenz aufbauen. Sie ergriff die Chancen, die sich ihr boten, und sie hatte das Glück dabei »enorm gefördert« worden zu sein, z. B. von Heiner Dikreiter, ihrem Lehrer an der ehemaligen Würzburger Kunst- und Handwerkerschule.



Ilse Seligs eigentliches Thema als Künstlerin umfaßte Natur und Mensch gleichermaßen. Ihre farbenprächtigen, atmosphärischen Bilder baute sie auf Melodien auf, die ihr „einfach so“ in den Sinn kamen, sagte sie, ähnlich wie beim Klavierspielen, das sie zwar gelernt, aber »nie geübt« hatte. »Jedes Bild hat eine Melodie«, erklärte sie einmal. Die Gestaltung dieser Melodie sei ihr in ihrer Arbeit wichtig. Ihre eigene Fantasie, aber auch der Eindruck der Dinge, die Impression, waren ihre Impulsgeber, weshalb sie ihre Bilder als »Fant-Impress-Malerei« bezeichnete.

Die Harmonie innerhalb des Bildes erreichte die Malerin durch die Verwendung von grundsätzlich nur fünf reinen Farben, aus denen sie alle anderen Farben mischte. Die Mühe, die sie darauf verwandte, hatte sich immer gelohnt. Ilse Seligs Bilder strahlen, fantasievoll und farbenfroh, solide und auf eine selbstverständliche, bewährte Weise, so wie es die Sonne gibt und die Blumen und die Schiffe auf dem Main. ¶

Foto: Angelika Summa

Genuss · Wein · Freude



fruchtig, frisch
und spritzig:
die jungen frank'n

Erleben Sie
unkomplizierten
Weingenuss!



GWF · Alte Reichsstr. 70 · 97318 Kitzingen
Telefon 093 21/7005-0 · Telefax 093 21/7005-190 · E-Mail: info@gwf-frankenwein.de
www.gwf-frankenwein.de

✂ SHORT CUTS & KULTURNOTIZEN ✂

Unlängst – Gerade soeben – Demnächst!

Was nicht dem Vergessen anheim fallen sollte – eine subjektive Auswahl der Redaktion, nicht minder subjektiv kommentiert.



RÜCKSCHAU

13. Januar, 20 Uhr – Cairo

Die Würzburger Variante dessen, was in großen Feuilletons unter dem Signum »Poplinke« figuriert, war versammelt, um mit dem Musikkritiker und Publizisten MARTIN BÜSSER und dem BR-Reporter WOLFRAM HANKE über das Phänomen eines in der Popkultur zunehmend offensiver auftretenden deutschen Nationalismus zu diskutieren. Während sich Hanke als postmoderner Radio-Mann auf eine Position stilistischer Vielfalt und relativistischer Beliebigkeit zurückzog, gar die Existenz eines Problems ignorierte, und seine Hoffnung ganz auf die »Macht der Quoten« kaprizierte, ging Martin Büsser das Thema deutlich differenzierter an: Sein Beitrag und andere Texte des Samplers »I can't relax in Deutschland« sind aktuelle Bestandsaufnahme einer politischen Entwicklung in der Popkultur, die Büsser seit etlichen Jahren in einschlägigen Publikation und Büchern kritisch begleitet und kommentiert.

Was im Februar 2002 (bei einem Vortrag im Buchladen Neuer Weg) mit »Wie klingt die Neue Mitte« begann, findet im Aufsatz über die »Deutschen Kulturbewahrer« seine konsequente Fortsetzung. Büsser stellt die aktuelle Debatte um Deutsch-Quote, um deutsches Liedgut und die positive Konnotation nationaler Themen auch außerhalb des Mainstream in einen geistesgeschichtlichen Rahmen, dessen Wurzeln in die Zeit der Frühromantik des beginnenden 19. Jahrhunderts zurückreichen. Dort legten Denker wie Friedrich Schlegel mit ihrem antifortschrittlichen, entmaterialisierten Kulturverständnis die Grundlagen für einen elitären Begriff von »Kultur«, der in der »Nation« seine politische Formation findet.

An diesem Primat des Geistigen und Idealistischen konnten und können Nationalsozialisten und neue Deutsch-nationale genauso anknüpfen, wie in der damit verbundenen

Ablehnung angloamerikanischer »Wegwerfkultur« wie einst Swing, Jazz und Rock'n'Roll als »Negerkultur« oder heute »Punk«, »Pop« und »Junk«. Wobei die Grenze zwischen einem elitär-reaktionären und einem liberal-fortschrittlichen Kulturbegriff schon lange nicht mehr zwischen Hoch- und Massenkultur verläuft, sondern beide durchzieht. Was die anschließenden Wortbeiträge aus dem Publikum in ihrem oft impulsiven Mischmasch nochmals bestätigend nachvollzogen. Niveauvolle Diskussionskultur läßt sich eben auch in der »Pop-Linken« nicht aus dem Boden stampfen. Dennoch hat »kommkuessen« mit dieser Veranstaltung einen Anfang gemacht, der unbedingt fortgeführt werden sollte. [maz]

Martin Büsser: Wie klingt die Neue Mitte. Rechte und reaktionäre Tendenzen in der Popmusik. Ventil Verlag 2001. 144 S., 11,90 Euro.

Unterm Durchschnitt (Hg.): I can't relax in Deutschland. Sampler mit 20 Songs und Begleittexten u. a. von Martin Büsser und Roger Behrens. 15,99 Euro.

www.icantrelaxin.de | www.ventil-verlag.de

Post aus dem Kulturspeicher

Wer es für schwer hält, einem Hund beizubringen, sich auf das Kommando »Platz!« hinzulegen oder auf den Ruf »Faß!« einen Briefträger ins Bein zu zwicken, der weiß nichts von einem echten Kunststück, wie es jetzt täglich im **Kulturspeicher** zu sehen ist: nämlich der Dressur einer Kaffeemaschine.

Im Foyer des Museums versuchen Volunteers, einer etwas störrischen Maschine beizubringen, wie man kleine Kaffees, große Kaffees und heißes Teewasser macht. Bei vollendeter Dressur erwartet den Besucher ein Gesamtkunstwerk, in dem sich der Eifer des Volunteers, das Rauschen der Bohnen im Mahlwerk und der Duft edlen Kaffees glücklich verbinden. Ein paar von der Fa. Wong gespendete Stühle steigern das Vergnügen. Der Preisvergleich mit den übrigen Kunstwerken des Hauses stimmt optimistisch. Liebhaber der deutschen Sprache werden erfreut zur Kenntnis nehmen, daß die betreffende Ecke des Foyers den Namen COFFEE CORNER trägt. Wer jetzt noch erschöpft das Haus verläßt, dem können auch die Volunteers nicht helfen, die ihrerseits natürlich über jeden freiwilligen Helfer glücklich sind. [up]

Anzeige



Museum im Kulturspeicher Würzburg

Laufende Ausstellung:
noch bis zum 2. April 2006

DAS BAUHAUS UND DIE ESOTERIK

Johannes Itten
Wassily Kandinsky
Paul Klee

Neue Ansichten über das frühe Bauhaus

**Werden
Sie
Mitglied
im
Freundeskreis
Kulturspeicher
Würzburg e.V.**

Was bietet der Freundeskreis seinen Mitgliedern?

- Freien Eintritt in den Kulturspeicher
- Persönliche Einladung
zu Ausstellungseröffnungen
und Veranstaltungen
- Kunstreisen zu wichtigen Ausstel-
lungen unter fachlicher Führung
- Kostenlose Führungen
zu jeder Wechselausstellung

Nähere Informationen:
**Freundeskreis
Kulturspeicher e.V.**
c/o Kulturspeicher
Veitshöchheimer Straße 5
97080 Würzburg
T 0931-74977
F 0931-77270
www.kulturspeicher.de

Weh, Weh, Weh! Rücksitzgeneration, ade?

Wir haben Würzburgs sympathischen Globalsender RÜCKSITZ-GENERATION bereits ausführlich in **nummerzwei** vorgestellt. Die Anhänger des nichtkommerziellen Internetradios müssen allerdings seit Jahresbeginn eine Zwangsdiet einhalten, denn vom Rücksitz dringt kein Geräusch mehr nach vorne, das Projekt liegt vorerst, der Jahreszeit entsprechend, auf Eis.

Wie es dazu kam? Bei einem kurzen Besuch in Michael Hanfs Kraftstrom-Studio Anfang Februar verwies dieser auf das banalste aller Probleme: den Zeitmangel. Man hätte in das über ein Jahr lang stetig gewachsene Projekt noch mehr Zeit investieren müssen, und das zu einem Zeitpunkt, als einige der Beteiligten, meistens Studenten des Fachbereichs Gestaltung der hiesigen FH, die Zielgerade des Studentendaseins, das Diplom, ansteuerten.

Auch Hanf selbst ist beruflich stark eingebunden, und so hat – wenigstens für dieses eine Mal – die Vernunft den Sieg davongetragen. Die Webseite bietet momentan nicht mehr als eine Durchhalteparole und einen Link zum E-Mail-Schreiben. Bleibt also nur die Hoffnung, daß sich der eine oder andere nach bestandenenem Diplom nicht in der Endlos-Praktikumsschleife verheddert und der Vernunft baldmöglichst wieder eine Niederlage bereitet wird ... [jk]

www.ruecksitzgeneration.de



VORSCHAU

Der **Kunstpreis der Stadt Marktheidenfeld** feiert in diesem Jahr ein kleines Jubiläum. Bereits zum 5. Mal wird der im zweijährigen Turnus ausgeschriebene Preis Ende des Jahres vergeben werden. Die Vorbereitungen dafür laufen schon.

Zur Einstimmung darauf sei dem interessierten Publikum die am 3. März beginnende Ausstellung der beiden Preisträger aus dem Jahr 2004, HELLMUT DROLL (Kunstpreis der Stadt) und HELMUT KUNDEL (Publikumspreis) empfohlen, die nun bis zum 2. April im Franck-Haus Marktheidenfeld, Untertorstraße 6, die Gelegenheit haben, tiefere und umfassendere Einblicke in ihr künstlerisches Schaffen zu geben.

Am Sonntag, den 12. März, gibt es dazu eine Führung mit Helmut Droll, am Sonntag, den 26. März, steht Helmut Kunkel Rede und Antwort. Beginn jeweils ab 15 Uhr. [as]

12. März, 17 Uhr – Wortraum Winterhausen

In vielen Rezensionen wird der in Berlin lebende Erzähler, Essayist und Reporter HANS CHRISTOPH BUCH mit seinem berühmten polnischen Kollegen Ryszard Kapuscinski verglichen. Seine Reportagen aus Kriegs- und Krisengebieten (Algerien, Bosnien, Burundi, Kambodscha, Kosovo, Liberia, Osttimor, Sierra Leone, Sudan, Tschetschenien) sind in der Wochenzeitung ZEIT erschienen und liegen zusammengefaßt in mehreren Bänden im Eichborn-Verlag vor, u. a. in der Anderen Bibliothek (»Blut im Schuh«, »Wie Karl May einmal Adolf Hitler traf und andere wahre Geschichten« und »Tanzende Schatten«).

Letzterer sprengt unter dem Begriff »Romanessay« alle Genrengrenzen: Der im Jahr 2004 erschienene Band ist Roman, Essay, Reportage, Auto- und Biographie. Seinen Blick auf die Welt im Allgemeinen, seine Überlegungen zu Haiti als Wiedergänger der historischen Illusionen der Metropolen und seine in der politischen Debatte nicht unumstrittenen Thesen stellt der 1944 in Wetzlar geborene Hans Christoph Buch in Petra Hochreins **Wortraum** zur Diskussion. (maz)

www.wortraum-winterhausen.de

14. März, 20 Uhr – Stadtbücherei, Würzburg

Wenn diese **nummer** in den Briefkästen der Abonnenten liegt, sind es noch 98 Tage bis zum Beginn der Fußball-WM. Während die echten Fußball-Fans das medial aufgeplusterte Spektakel schon jetzt fast satt haben, greift nun auch die Würzburger Kulturszene in den Kampf um den Ball ein:

Nach GEORG KOENIGERS Solo »Linientreu« im **Theater am Neunerplatz**, einer kurzweiligen und, dank großer Vorarbeiter wie Ror Wolf und Fritz Eckenga, auch inhaltlich erträglichen Revue über das schwere Los eines Linienrichters in der Kreisliga 3, Würzburg Nord, kommt am 14. März mit GÜNTHER KOCH eine lebende Fußball-Legende in die **Stadtbücherei**. Der bekennende Club-Fan ist der beliebteste Sportreporter in Deutschland, anerkannt und geschätzt von Fans, Experten, Trainern und Spielern. Er stellt sein Buch »Der Ball spricht« vor, in dem er seine unglaublichsten und eindrucksvollsten Fußballgeschichten und -anekdoten versammelt hat.

Noch mehr Literarisches und Musikalisches zum Thema Fußball hat die **Werkstattbühne** im Spielplan. Das »Kellerduell« bietet ein geistiges Aufwärmprogramm rund um den grünen Rasen: Beiträge arrivierter Literaten, Zitate bekannter Lederartisten (»Mailand oder Madrid – Hauptsache Italien«) und skurrile Anekdoten zur schönsten Nebensache der Welt. Abgerundet werden die beiden musikalischen Halbzeiten durch intelligentes musikalisches Kurzpaß-Spiel am 20. April, 4. und 11. Mai. [maz]

www.stadtbuecherei-wuerzburg.de

www.theater-am-neunerplatz.de

www.werkstattbuehne.com



LANDWEHRSTR. 10

Anzeigen





VINOTHEK

...die Wein-Bar in Würzburg

Die 2005er Weine
sind da!

Ludwigstraße 1 a (gegenüber vom Theater)
www.buergerspital.de/vinothek
 Di.- So. 11 - 24 Uhr

Weinverkauf auch im
Weinladen
 Ecke Theaterstraße/Semmelstraße
 Mo.- Fr. 9 - 18 Uhr, Sa. 9 - 15 Uhr

15. März, 20 Uhr – AKW, Würzburg sowie
20. April, 20 Uhr – Club W 71, Weikersheim

LUDWIG LUGMEIER ist »Der Mann, der aus dem Fenster sprang«. Seine Raubüberfälle galten als die spektakulärsten der deutschen Nachkriegszeit. Knapp 30 Jahre nach dem legendären Fenstersprung während seines Prozesses in Frankfurt/M. erzählt Lugmeier jetzt seine Lebensgeschichte. »Der kann erzählen – vom Verbrechen und vom Gefühl, wie das ist, gejagt zu werden. Spätestens seit dem letzten Herbst ist Lugmeier ein wirklich großer Schriftsteller.« (Tilman Jens, ARD »Titel Thesen Temperamente«). [maz]

www.akw-info.de | www.clubw71.de

18. März, 20.15 Uhr – Bockshorn, Würzburg

Neuen Schwung in die bundesdeutsche Chanson-Szene bringt seit zehn Jahren das Duo PIGOR & EICHHORN. Mehrere Preise, darunter der Deutsche Kleinkunstpreis, belohnten die Innovationsfreudigkeit und Virtuosität des Duos, das mit seinen Songs neue Maßstäbe gesetzt, gar neue Genres kreiert hat: »Salon Hip Hop«, lasziv-schwülstige Jazzballaden und Popklopfer mit Ohrwurmqualitäten. Sie sind witzig, intelligent und böse und haben dabei einen Charme und eine Unverschämtheit, die einem den Atem verschlagen – also genau das Richtige für geschmackssichere nummer-Leser. [maz]

www.bockshorn.de

30. und 31. März, 20 Uhr – Theater Augenblick, Würzburg

Mit der Performance »Rahmen Los« präsentiert sich die gleichnamige Theatergruppe erstmals der Öffentlichkeit. Ohne Worte, in starken Bildern und durchdachten Choreographien bringen drei Darsteller den Kampf mit inneren und äußeren Rahmen zum Ausdruck. Dazu öffnet eine Musikerin mit live gespielten Takes eine weitere, akustische Dimension. Ein ungewöhnliches Stück Theater, das alle Sinne anspricht. [maz]

www.theater-augeblick.de

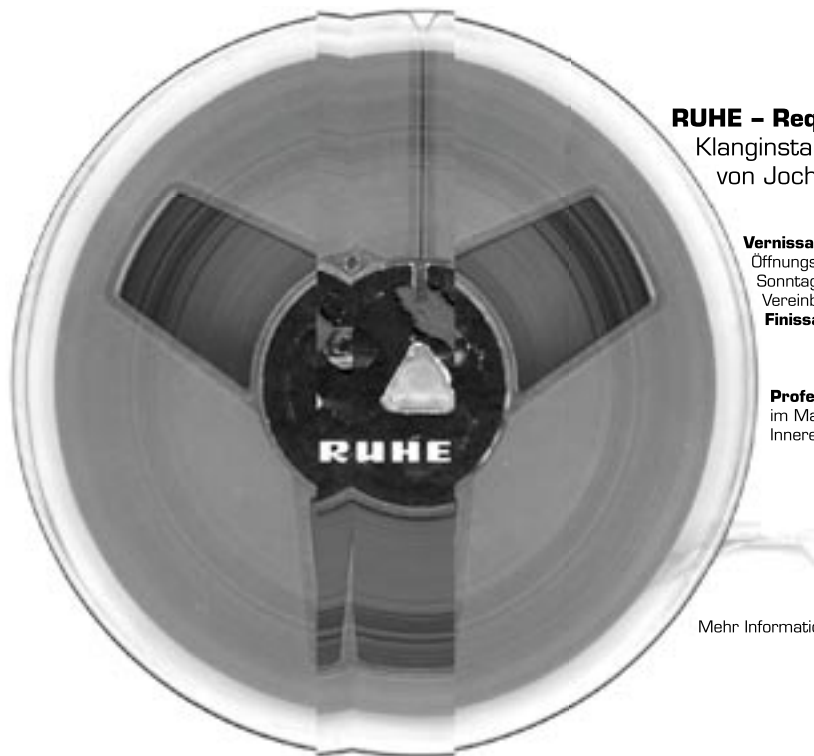
31. März, ab 21 Uhr – AKW, Würzburg

Zeitreise zurück in die frühen 80er oder zweite Wiederkehr der NDW (Neuen Deutschen Welle)? Der Presse-Hype – vom Rolling Stone über die taz bis zur ZEIT – um die Release-Tour der neuen CD ist jedenfalls unübersehbar. Am frühen Morgen des 1. April wird man mehr wissen: Wenn Sänger PETER HEIN und die FEHLFARBEN das AKW gerockt, die Zündfunk-DJs RODERICH FABIAN und SABINE GIETZELT ihre Tonträger wieder eingepackt haben und sich einstige Punks und die »konzentrierten Tänzer« von heute bei der After-Show-Party die leer getanzten Köpfe wieder heiß reden.

Wer da nicht dabei sein will oder kann, dem sei hier wenigstens nochmals Jürgen Teipels »Verschwende deine Jugend« dringend zur Lektüre empfohlen! [maz]

www.akw-info.de

Anzeige



RUHE – Requiem für ein totes Medium

Klanginstallation & Tonbandkonzert
 von Jochen Kleinhenz

Vernissage: Freitag, 24. März 2006, 18 Uhr.

Öffnungszeiten: Donnerstag und Freitag 18–21 Uhr,
 Sonntag 14–18 Uhr sowie nach telefonischer
 Vereinbarung unter 09 31 - 41 39 37.

Finissage: Sonntag, 23. April 2006, 17 Uhr.

Professorium – Galerie für zeitgenössische Kunst
 im Malerfürstentum Neu-Wredanien
 Innere Aumühlstraße 15–17 • 97076 Würzburg

Mehr Informationen unter www.tricktaste.de/ruhe/

Die Weiße Rose

Kammeroper von
Udo Zimmermann

Konzertante Aufführung
8. April 2006, 19.30 Uhr
Großes Haus

Dirigent: Udo Zimmermann
Philharmonisches Orchester Würzburg

Karten:
Telefon: (0931) 3908-124
www.theaterwuerzburg.de



**MAINFRANKEN
THEATER
WÜRZBURG**

... mit Kultur besser ankommen.

